

Die Grenzen des Wachstums

Ein Plädoyer für das Ende bisheriger Selbstverständlichkeiten

von Bernhard A. Eckerstorfer OSB

458

BENEDIKTINISCHES LEBEN

Der Wirtschaftsjournalist Roman Pletter (geb. 1980) hat unter dem Titel „Mehr ist nicht!“ in der Wochenzeitung *Die Zeit* einen langen Artikel über das Ende des Wirtschaftswachstums veröffentlicht (*Die Zeit*, Nr. 32 [2015] 21-22). Der einleitende Haupttext unter der Überschrift lautet: „Unsere Wirtschaft muss ständig wachsen. Seit einer Ewigkeit halten rechte wie linke Politiker daran fest. Es ist an der Zeit, damit aufzuhören!“ (21). Pletter schildert anschaulich, wie es zur wirtschaftlichen Ideologie der ständigen Steigerung kam und dass wir unsere derzeitige Misere teilweise auch ihr zur verdanken haben. Nun sei trotz immer neuer Ver- und Entschuldungsprogramme weltweit das jährliche Wachstum des Bruttoinlandsprodukts (BIP) an die Grenzen gekommen. In Zukunft müssten wir lernen, ohne Wirtschaftswachstum gut auszukommen. Mitten in der auf wissenschaftlichen Publikationen beruhenden Argumentation fällt der programmatische Satz: „Wir erleben den Beginn eines neuen Zeitalters“ (22).

Ich finde es bemerkenswert, diese Töne aus der Wirtschaftstheorie zu hören. Auch in religiöser Hinsicht stehen wir an der Schwelle zu ganz Neuem. Oder befinden wir uns vielleicht schon mitten in einem neuen Zeitalter, dessen Bestimmung im ständigen Wandel liegt? Eines ist sicher: Unsere Lebensformen und Denkweisen verändern sich grundlegend. In einer derartigen Phase der Unsicherheit und Orientierungslosigkeit neigen wir dazu, das Alte als das Selbstverständliche zu betrachten – und uns damit die Zukunft zu verbauen. So sehnen wir uns wenigstens insgeheim danach, dass die gute alte Zeit zurückkehrt, in der es wieder so wird wie früher, wo alles einfacher schien. Wenn sich Stagnation oder

gar Regression einstellt, reagiert man auch in der Kirche oft weinerlich oder aggressiv. Ganz gleich, ob auf traditioneller oder progressiver Seite: Drohen Veränderungen eingefahrener Gewohnheiten oder die Beschneidung eigener Besitzstände, zeigen sich alle allergisch.

Ein gebotener Paradigmenwechsel verlangt uns also viel ab: So wie die nationale und internationale Wirtschaft vor großen Herausforderungen steht, so geht es uns auch über die Jahrzehnte gesehen in den Pfarren, Klöstergemeinschaften, im persönlichen Glauben, in der religiösen Praxis der Familien: Wenig bleibt gleich, vieles wandelt sich. Das in einem größeren Kontext zu sehen ist entlastend und kann uns anspornen, gelassen in die Zukunft zu gehen: Wir müssen in der Kirche nicht ständig auf quantitatives Wachstum setzen, sondern dürfen vertrauensvoll und doch aufmerksam die neue Gestalt des Glaubens entdecken!

So kann es nicht weitergehen

Gerade wenn der Glaube sich in einer neuen Situation befindet und die Institutionen der Kirche sich ändern müssen, ist es gut, vor Augen zu haben, was alles in Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur geschieht, welche Wandlungen hier auszumachen sind. Das war doch immer eine Haltung monastischen Lebens: Wach die Entwicklungen der Zeit wahrzunehmen, ohne gleich in ihnen aufzugehen. Auch wir sind aufgefordert, die prekäre Situation in unseren Klöstern im Zusammenhang mit der kritischen Schwelle zu sehen, die wir alle überschreiten oder schon überschritten haben.

Der lange als sakrosankt betrachtete Fortschritt ist in die Krise gekommen: Der Neugierigkeitswahn ermüdet, die Übersättigung an

Informationen und die Überforderung durch neue soziale Netzwerke sind die Kehrseite einer Entwicklung, die uns natürlich erst einmal vieles eröffnet und ermöglicht hat und die niemand leichtfertig schlechtreden sollte. Aber mir geht es hier um die Grenzen des Wachstums, um das Ende einer Ideologie der Steigerung, deren Zusammenbruch wir allorts beobachten können.

In der Bildungspolitik werden seit 50 Jahren in immer kürzeren Abständen Reformen in Kraft gesetzt – gute Ideen, doch auch sie bringen etwas Atemloses mit sich. Schlüsselwörter werden zu Schlagwörtern und bald zu Unwörtern; derzeit grassiert das Wort „Kompetenz“, das aber jetzt schon Schüler und Lehrer mitunter nicht mehr hören können. Bildung wird dem funktionalistischen Effizienzdenken geopfert, so die berechtigte Kritik. Angepriesene Allerweltsmodelle haben auch ihren Preis und fordern ihre Opfer.

Der medizinische Fortschritt bringt eine Lebensverlängerung, die uns vor neue Herausforderungen stellt, volkswirtschaftlich (Finanzierung) und individuell (Pflege, Demenz, Sterbe-, „Hilfe“). Auf der anderen Seite fehlen uns die Kinder, nicht zuletzt, weil eine ewig jungbleibende Generation nicht mehr mit den vielfältigen Angeboten der Ausbildungen und den Lebensmöglichkeiten zu Rande kommt. Der Gesundheitskult kann ungesund werden. Im Sport wird die Leistung krampfhaft erhöht, was zu Doping-Skandalen führt, von den unrealistischen Geldsummen im Leistungssport gar nicht zu reden. Und global gesehen ist wohl die Kolonialisierung und der mitunter gewalttätige Export westlicher Demokratie mitverantwortlich für eine Bewegung in die Gegenrichtung, die sich als Völkerwanderung entpuppen könnte.

Schließlich im Bereich der Religion: Kann man sie endlos humanisieren und psychologisieren, ohne damit ihre Kraft zu untergraben und sie über Gebühr zu personalisieren? Kommt das pilgernde Volk Gottes vielleicht deshalb kaum vom Fleck, weil seine Funktionen in alten und zusätzlich eingerichteten Gremien dauernd in Sitzungen hocken und vor lauter Konzepten keine Zeit für die schlichte

Glaubenspraxis bleibt? Und überall: Mehr Dokumentation, Evaluierung und aufwendige Akkreditierungsverfahren.

Ambivalenzen stellen sich ein – und damit die Erfahrung der Begrenzung, der Endlichkeit, der Vorläufigkeit. Eigentlich müsste uns das bekannt vorkommen: Im Abstieg liegt der Aufstieg! Das sollte nicht als billige Tröstung feilgeboten, sondern als Lebensprinzip wahrhaft menschlichen Lebens und geistigen Daseins erschlossen werden. Läge so gesehen die prophetische und mystagogische Aufgabe der Orden nicht gerade darin, sich mit den Grenzerfahrungen auszusöhnen, mit dem Verschwinden gewohnter Maßstäbe? Nicht in der ständigen Steigerung und Machbarkeit durch den Menschen das Heil zu suchen? Die Welt behutsam auf den Segen und die Freiheit einzustimmen, die im Loslassen, in der Minderung, im sich Fügen in scheinbar unliebsame Entwicklungen liegt?

Kontinentalverschiebung in der Klosterlandschaft

Einen tiefgreifenden Übergang, ja Abbruch des Bisherigen sehe ich in meiner eigenen Klostergemeinschaft, schon von den bloßen Zahlen her: Wir waren in Kremsmünster bereits über 100 Mönche – am Ende des 18. Jahrhunderts und dann wieder vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Nach dem Zweiten Weltkrieg prägte die geburtenstarke Generation der 1950er Jahre unsere Gemeinschaft, ihr Gebets- und Arbeitsethos – und tut es aufgrund des geringeren Nachwuchses bis heute. Seither hat sich jedoch viel geändert; die Auswirkungen spüren wir zwar, sind sie uns aber auch wirklich bewusst und ziehen wir die notwendigen Konsequenzen?

Um den epochalen Wandel unserer Zeit und die Notwendigkeit neuer Kategorien verständlich zu machen, lohnt es sich, am Beispiel meiner Abtei weiter zurückzuschauen. Den heutigen Mitgliedsstand von etwa 50 Mönchen hatten wir das letzte Mal vor 400 Jahren. Vier lange Jahrhunderte war man also in Kremsmünster an einen großen Konvent gewohnt! Vorher, im 16. Jahrhundert, waren

es zeitweise nur einige wenige Benediktiner, die dennoch erfolgreich eine Brücke zu einer neuen Zeit schlugen.

Wir leben zwar noch in barocken Gebäuden und hoffen mitunter auf das Wiedererstarken früherer Größe und Macht – doch die Zukunft wird anders aussehen. Ein neues Lebensgefühl, andere Gewohnheiten und unsichere Prognosen kennzeichnen unsere Epoche, die wir kaum benennen können. Aber wir merken überall: Die klassische Modernisierung mit ihrem Fortschrittsdenken ist vorbei, außerhalb der

westlichen Welt ist sie ohnehin nie ganz angekommen. So können wir vorurteilsfrei in andere Regionen der Welt schauen, dort Wachstum und Regression beobachten und feststellen: Ein uneinheitliches Bild bietet sich uns dar, das uns Europäer relativiert und uns nicht nur kirchlich als einen zunehmend marginalen Faktor im Weltgeschehen erscheinen lässt.

Willkommen in der neuen Wirklichkeit. Ich sehe ihr mit Spannung und Vertrauen entgegen – zugegeben, auch mit etwas Furcht und Zittern!

Transparenz und Überwachung: Garanten für ein ordnungsgemäßes Handeln?

Rechtliche Vorgaben für eine externe Aufsicht (Ordensrecht 31)

von Dominicus M. Meier

Das kirchliche Recht sieht bei den Instituten des geweihten Lebens und den Gesellschaften des apostolischen Lebens sowohl interne als auch externe Aufsichtsorgane vor. Die interne Aufsicht (*vigilantia*) nimmt der zuständige höhere Oberen wahr (z.B. c. 628 § 1 CIC)¹, die externe der Diözesanbischof und der Apostolische Stuhl.

Die externen Stellen müssen die gebührende Autonomie (*iusta autonomia*) des Institutslebens achten, besonders der Leitung. Kraft dieser Autonomie haben die päpstlichen wie die Institute diözesanen Rechts ihre eigene Ordnung (*disciplina*) und können so ihr Erbgut (*patrimonium*) unversehrt bewahren (cc. 586 § 1 und 578 CIC). Die Ortsordinarien sollen diese Autonomie wahren und

schützen (c. 586 § 2 CIC); darunter fallen u.a. die Belange des Ordensvermögens und die damit zusammenhängenden finanz- und arbeitsrechtlichen Fragen (cc. 634–640 i.V.m. 1253–1310 CIC).

Unbeschadet dieser Autonomie untersteht die interne Leitung und Rechtsordnung von Instituten päpstlichen Rechts unmittelbar und ausschließlich dem Apostolischen Stuhl (c. 593 CIC), während diözesane Institute unter der besonderen Hirtensorge des Diözesanbischofs stehen (c. 594 CIC). Bei den klerikalen Instituten päpstlichen Rechts reicht die Autonomie am weitesten, während sie bei den laikalen Instituten diözesanen Rechts und den rechtlich selbständigen Klöstern nach c. 615 CIC am wenigsten ausgeprägt ist.

1 Dominicus M. Meier, *Transparenz und Überwachung: Garanten für ein ordnungsgemäßes Handeln?*, in: EuA 91 (2015) 199-204.